

»Was würde Jesus tun?«

Barbara Velik-Frank wollte gern Priesterin werden. Der Weg blieb ihr in der katholischen Kirche versperrt. Nun ist sie die Stellvertreterin des Kärntner Bischofs Josef Marketz für den Bereich Synodalität und Kirchenentwicklung. Wie möchte die bischöfliche Vikarin ihre Diözese in die Zukunft führen?

Das Interview führte Oliver Steinringer

Sie sind seit März 2025 im Amt. Wie waren die ersten Monate für Sie?

Sehr spannend! In der Arbeit ist viel weitergegangen. Was für mich neu war, ist die Außenwahrnehmung. Ich merke, dass ich eine starke Identifikationsfigur bin, und es kommen ganz andere Erwartungen an mich heran.

Sie wollten gern Priesterin werden. Wie geht es Ihnen damit, dass Sie in der katholischen Kirche als Frau nicht die gleichen Dinge tun können wie Männer?

Ich glaube, dass ich eine starke priesterliche Berufung habe und immer eine starke innerliche Sehnsucht spürte. Es war eine leidvolle Erfahrung, zu merken, dass ich nicht konnte. Ich habe als Pfarrassistentin kurzfristig drei Pfarren geleitet und habe dabei gemerkt, dass es mich mehr bewegt, Pfarre zu gestalten. Mir ist weniger die liturgische Präsenz wichtig, sondern mir geht es vor allem darum, christliche Gemeinschaft zu gestalten.

Kleine Schritte der Transformation sind Ihnen wichtiger als große, rasche Reformen. Was sind die nächsten Schritte auf diesem Weg?

Der erste Schritt ist es, dass ich wirklich auf die Bedürfnisse der Menschen höre: Was braucht die Kirche in der Welt von heute? Also dieses In-Resonanz-Gehen mit der Lebensrealität der Menschen. Zweitens ist da die Macht-Frage: Wenn Frauen in Leitungspositionen sind, macht das etwas mit der ganzen Institution und wie wir miteinander umgehen. Und drittens: Immer wieder den ursprünglichen biblischen Bezug im Auge behalten und sich fragen: Was würde Jesus tun? Wie handle ich? Das eigene Handeln hinterfragen. Das sind Schritte, die gut sind für einen Systemwechsel.



Was soll man nach den fünf Jahren Ihrer Amtszeit über Ihre Arbeit sagen können?

Dass die Kirche in Kärnten mehr Ehrenamtliche gewonnen und mehr Laienbeteiligung hat. Die Pfarrgemeinde-Mitglieder können selbstständig entscheiden und handeln. Sie haben Spaß bei dem, was sie machen, und sind offener geworden. Und dass wir auch über Schlechtes und Trauriges reden können.

Und wie sieht Ihre Diözese in 20 Jahren aus?

Gute Frage! Mit viel Eigenleben. Die Gemeinden sind weniger territorial, sondern viel kategorialer. Es wäre schön, wenn Einzelpersonen unterschiedlichste Initiativen ergreifen und es Vielfalt gibt. Die Altlasten sind weniger, wir haben nicht mehr so viele alte Pfarrhöfe, die wir erhalten müssen. Aber ich hoffe, dass es weiterhin traditionelle Anknüpfungspunkte gibt, denn bei uns in Kärnten haben Kirchenräume auch eine kulturelle Bedeutung.

Wo sehen Sie die größten Herausforderungen auf dem Weg dorthin?

In den Emotionen der Menschen. In der Trauer, wo sie emotional an Sachen hängen. Veränderung ist ganz schwierig. Wie kann man mit den Menschen in Kommunikation gehen? Wie kann man wertschätzen, was war?

Was gibt Ihnen Kraft für Ihre Arbeit in der Kirche?

Ganz spontan: meine persönliche Gottesbeziehung. Das ist das Allererste. Und wir sind in der Diözese ein tolles Team, die menschlich-persönliche Ebene gibt mir da Kraft. Und vielleicht habe ich auch gelernt, gewisse Dinge nicht mehr ganz so ernst zu nehmen.